

Beim Anblick dieses größten Glücks, das einer Indianerfrau zuteil werden kann, stürzt sich Flatterdruck, von Freude überwältigt, auf die Wiege. Es war zweimal auf einmal für das arme, schwache Gehirn. Noch jetzt kann man die in Seite reich gekleidete Frau mit den goldenen Ohrringen in den Straßen des Ghettos sehen, wie sie zum Betteln die Hand ausstreckt und ihre Tochter sucht. Abends geht sie zum Tee nach dem Cottage bei Epping Forest.

Nicht minder sein erzählt ist die Geschichte von der „Rose des Ghettos“. Aber eine Wiedergabe würde die herrliche Ironie, die in der dramatisch äußerst wisskundig aufgebauten Schlusscene liegt, ganz zerstören. Vielleicht kommt ich wieder an dieser Stelle auf die anderen von Bangwill verfassten Ghettodichtungen „Bachelors Club“ und „Ghetto Tragedies“ zurück. Für heute genug.

London.

C. C. Schardt.

Hello.

Die jungen Franzosen, das Geschlecht von 1870, sonst sehr streng, ohne Achtung vor Maupassant, Zola und Bourget, höchstens noch für Ibére und Niedeck empfänglich, verehren zwei Meister: Emerson und Hello. Wer ist Hello? Vor vier Jahren wußten noch die Kenner selbst kaum seinen Namen. Als damals der mutnare Huret, dieser listige Spion der geistigen Moden, die Pariser Dichter über die Zukunft und Entwicklung der Literatur verbürgte, sagte ihm J. R. Huysmans: „es gibt in unserem Jahrhundert einen gewissen Hello, der mächtiger als alle diese berühmten Psychologen von heute, die Bourget und Barrès, ist.“ Das intrigierte ungemein Hello? Wer war dieser Hello? Lebte er noch? War er tot? Und was hatte er geschrieben? Gedichte? Romane? Dramen? Niemand kannte ihn. Und man hatte lange Mühe, durch viele Forschungen zu vernehmen, daß Ernst Hello, geboren 1828, ein katholischer Journalist war, Verfasser von meistens polemischen Broschüren und allerhand Artikeln im Univers, Monde, Moniteur, Gaulois, Courrier de Bruxelles, in der katholischen Welt sehr gepriesen, übrigens seit 1885 verstorben.^{*)}

Zu den Philosophen, welche ihr persönliches Verhalten zu den Dingen in Gesetze bringen, kann man ihn nicht stellen, weil er das katholische Dogma als unantastbar nimmt, nicht preist, sondern glaubt. Ein Journalist ist er, wie fleißig er auch in Zeitungen schrieb, nicht, weil er von den täglichen Dingen immer gleich zu den ewigen Fragen geht, die Fläche der Erfahrungen nicht achtet, sondern unter sie in das Leben will. Am ehesten darf er, obwohl im technischen gering und mühsam, wohl noch ein Dichter heißen, ein Rhapsode in Prosa, der von mächtigen Dingen besessen und pindarisch verzückt, in der jähren, stürmischen und gestaunten Sprache eines Illuminierten, mit den Gesten eines zärrnden Priesters, aus heiligen Extazen redet.

Diese Reden wirken sehr. Wer sie hört, ist von ihrer ungestümen Kraft gefangen und mag leicht dahin gerathen, in ihrem Range selbst das überschwengliche Lob seiner Berührer zu begreifen, die ihn über Balzac, La Bruyère, Pascal, ja über Shakespeare und Tacitus erheben. Dumont hat von ihm geschrieben: „Der Autor des „goldenen Kalbes“ ist den größten Dichter, Dramaturgen oder Moralisten aller Zeiten ebenbürtig. Kein Realist vermugt eine ähnliche Gewalt der Wirkung. Kein Prophet hat einen mächtigeren Flügelschlag. Keiner ist in tiefere Tiefen gestiegen, hat die Dinge näher gesehen. Hat sie aus solcher Höhe gesehen.“ Und Barbey d’Aurevilly schrieb: „Vor der teuflischen Flamme seines „Geizigen“ werden alle bekannten Geizigen, die Erfindungen so vieler Generationen von Genies, die Horagon, Shylock, Tom Frazier (von Remond), Grandet blaf und verschwinden in nichts. Verglichen mit dem „Ludovic“ Hello’s sind sie nicht mehr Geizige, als Ermüden Männer sind. Welche ungeheure und entsetzliche Schöpfung! Wie hat man tiefer gegraben, weiter gegriffen, als in dieser Erzählung, die Shakespeare bewundert hätte!“ Das klingt fanatisch und absurd; doch wer eben von seinen Werken kommt, ist geneigt, es zu billigen und zu bestätigen. So unverständlich und verführerisch ist ihr Zauber.

Aber wenn man diesen Zauber prüft, wenn man ihn definieren will, wenn man sein Werk und seine Mittel sucht, geht es wunderlich: man kann sie nicht habschen und fassen; sie entgleiten den feinsten Fingern. Was er sagt, ist es nicht, das wirkt; und wie er es sagt, ist es auch nicht. Seine Gedanken sind nicht neu, nicht immer wahr; seine Form fehlen die edlen und bizarren Zierden der Stilisten. Es muß ein anderes hinter den Gedanken, neben der Form sein, das zu locken und zu halten weiß. Man mag an Lord Chatham denken, der alle Welt, wie Emerson erzählt, durch seine Worte, seine Thaten fühlten ließ, daß in ihm etwas war, das schöner wäre, als was er sprach und that. Oder man denkt an Carlyle, denkt an Liszt. Es gibt Mächtige, die unmittelbar die Wirkung der Macht über, ohne erst Thaten und Werke zu brauchen. Sie treffen uns, ohne sich erst auf dem Umwege von Worten und Handlungen mit uns zu verbinden. Sie wirken ohne Gesten durch ihre bloße Existenz. Von diesen ist Hello. Wie manche Stimmen röhren, wenigstens ihre Worte nichts

bedeuten, ja der Klang heiser, düftig, unschön sein mag, nur weil sie uns Güte vermuten lassen; so zwingen seine Sätze: denn sie haben den Accent eines großen Namens. Das ist ihr Zauber. Es ist der Zauber einer gewaltigen und edlen Männlichkeit, einer Natur von großer Eminenz, wie Goethe sagen würde, oder, um in seiner Sprache zu bleiben, einer bedeutenden Entelechie. Er gibt uns nichts, das uns fordern würde; aber er ist da. Und schon diese Gegenwart allein kann trösten, stärken, führen.

Größe — das ist sein Wort. Was er nimmt, wird groß. In seiner Hand wachsen die täglichen und geringen Dinge, und schwollen an, weil er sie aus dem Unzulänglichen löst und immer alles ins Große stellt. Daher die Wucht und Kraft seiner Betrachtungen, die immer schwer und feierlich sind. Wie er sagt: „Nur wenn man jede Sache als Typus nimmt, kann sie erst mit der ganzen Macht ihrer Schönheit und Höchlichkeit erscheinen. Wenn man sie bloß in ihrer täglichen Gestalt sieht, in ihrer häuslichen Existenz, scheint sie zu verlieren, schwächer und geringer zu werden, weniger schön und weniger höchlich; sie scheint in der Nähe anderer Masse zu haben, als aus der Entfernung. Und doch ist sie immer gleich in ihrer ewigen Bedeutung wie in ihrer besonderen Erscheinung.“ Daher sein Haß des gewöhnlichen, im Gemeinen befindenden Menschen, der nicht schlecht, aber ohne Schwung ist; daher sein Haß der „Gesellschaft“ — „wenn ein lebensdriger Mensch zufällig in die Gesellschaft gerathet, muss er sich unbedingt stellen, mehr noch als die anderen, weil er von vornherein verdächtig ist. Wenn er jede Wahrheit und jedes Recht in sich hält, wird man ihn vielleicht eine Weile dulden. Aber da sich das Werk der Dinge auf die Dauer nicht verlängern lässt, wird die Gesellschaft sich bald von ihm wenden und trennen“ — daher sein Haß gegen das mesquine, eile, wichtige achtzehnte Jahrhundert, dessen „Kleinen“ Delille, Lebrun, Grebillon, Marivaux, Fabre d’Eglantine und Doret waren. Daher seine Verachtung der alten Schrift — „im allgemeinen hält die übliche Schrift alles für unmöglich. Sie lässt nur zu, was in ihren Gewohnheiten ist. Und da das Genie nicht in ihren Gewohnheiten ist, behandelt sie es, wie sie vor ein paar Jahren noch Vocomotive und Telegraphen behandelte. Sie verbietet dem Menschen, er selbst zu sein, und gebietet ihm, den anderen zu gleichen; das ist ihre Strenge. Die gewöhnlichen Menschen brauchen sich nur zu melden, und sie öffnet ihnen alle Thüren; vor dem erhabenen Menschen verschließt sie sie instinctiv.“ Daher seine Liebe der Herren — „um kommt die genie est quelque chose de plus que des hommes d’hommes de talent.“ Daher seine Formel der Kunst, „qui était, qui est et qui sera une ascension.“ Daher seine Begeisterung und Leidenschaft für Stil — „der Stil ist die Explosion unseres Bewusstseins; er ist unsere Schöpfung. Die Idee, die wir sagen, schaffen wir nicht. Aber wir schaffen unseren Stil. Am Stile offenbart sich das Genie; er ist seine Residenz, sein Beweis, sein Zeichen, sein Ruhm. Was immer du sagen magst, wenn der Stil dir fehlt, wird der Ruhm dir fehlen. Der Mensch, der seinen Stil gefunden hat, verliert, wie der Herrscher, das Vergulden des Incognito: wie er spricht, erkennt man ihn wieder. Man kann einem Menschen alles stecken, nur seinen Stil nicht. Der Stil ist unvergleichlich, wie das Wesen selber, dessen Form er ist.“

Hello wirkt durch seine Gegenwart, nicht durch seine Thaten und Werke. Er gibt keine Gedanken, die berühren, erzielen, leiten können. Er will nicht durch Weize der Form gefallen. Aber er hält den Wartenden und Sitzenden das Muster einer festen, in sich ruhenden, unweltlich ans sich lebenden Natur vor. So fühlen wir ihn, wie wenn man durch das ungeheure Schweigen eines großen Waldes geht, oder nachts das Meer rauschen hört, oder einen Adler stumm im Käfig sitzen sieht. Als ein Mittel, vom Täglichen, Gemeinen, Rohen der Sinne frei zu werden, und sich auf sich selber, auf die stille, gebieterische Stimme der Seele zu besinnen, verehren ihn die jungen Leute.

Hermann Bahr.

Der mittelmäßige Mensch.

Von Ernst Hello.^{*)}

Man sage in einem Salon, daß dieser oder jener berühmte Mann ein mittelmäßiger Mensch ist — und alle Welt wird sich wundern, die Leute werden es paradox finden: denn sie wissen nicht, was ein mittelmäßiger Mensch eigentlich ist.

Ist der mittelmäßige Mensch etwa dummkopf, blöde, stupide? Keineswegs. Der Idiot ist der eine, das Genie der andere Pol der Welt; der mittelmäßige Mensch ist in der Mitte. Ich sage nicht, daß er das Centrum der intellektuellen Welt ist, das wäre etwas ganz anderes; er ist nur in der Mitte.

Ist also der mittelmäßige Mensch das, was man in der Philosophie, der Politik, der Literatur „die richtige Mitte“ nennt? Gehört er notwendig dieser Anschaubarkeit an?

Auch das nicht. Wer „richtige Mitte“ ist, weiß es: er will es sein. Der mittelmäßige Mensch ist unbewußt der Mann der richtigen Mitte. Er ist es von Natur und nicht aus Erfahrung; durch seinen Charakter, nicht

^{*)} Seine vorzüglichsten Werke sind: „Philosophie et Athéisme.“ — „Les Physionomies de Sainte.“ — „Les contes extraordinaires.“ — „Les Plaixaux de la Balance.“ — „L’homme.“ Von diesem ist jetzt eine neue Ausgabe, mit einer Einleitung von Henri Lassalle, erschienen. Ebenda auch seine Biographie von Joseph Verre, bei Perrin & Cie.

^{**) L’Homme modeste.“ Aus „L’Homme“, nouvelle édition 1891, Paris, chez Perrin & Cie.}

durch einen Zufall. Er sei noch so heftig, leidenschaftlich, übertrieben; er entsezt sich so viel als möglich von den Anschauungen der richtigen Mitte, er wird immer mittelmäßig bleiben. In seiner Leidenschaft selbst wird er immer noch mittelmäßig sein.

Das wesentliche Kennzeichen, das unbedingt wesentliche Kennzeichen des mittelmäßigen Menschen ist seine Hochachtung vor der öffentlichen Meinung. Er spricht nie, er wiederholt immer. Er betrachtet einen Menschen nach seinem Alter, seiner Stellung, seinen Erfolgen, seinem Vermögen. Er empfindet den großen Respekt vor allen, die gleichviel aus welchem Gewinde, bekannt sind, von denen viel im Druck erscheinen. Er würde seinem argsten Feind den Hof machen, wenn dieser Feind berühmt würde; aber er macht wenig Aufhebens mit seinem besten Freund, wenn niemand ihm lobt. Er begreift nicht, daß ein noch unbekannter armer Mensch, der herumgehusen, gehuht und geduzt wird, ein Genie sein kann.

Er magt niemals die Initiative zu ergreifen. Er ist behutsam mit seiner Bewunderung und begeistert sich nur officiell. Er betrachtet die Jungen. Gest wenn eine Größe zur Geltung gekommen ist, wird er rufen: „Ich habe es immer gesagt!“ Nie aber wird er vor dem Ausgang eines noch unbekannten Sternes sagen: „Hier schlummert der Genius, die Zukunft!“

Ber einem unbekannten Streben zu sagen weiß: „Mein Sohn, du bist ein Genie!“, der verdient selbst die Unsterblichkeit, die er verleiht. „Begreifen heißt gleichen“, hat Raphael gesagt.

Der mittelmäßige Mensch kann diese oder jene besondere Fähigkeit haben: er kann Talent haben. Aber die Intuition ist ihm veragt. Es fehlt ihm das zweite Gesicht; er wird es niemals haben. Er kann lernen, abnen kann er nicht. Er greift manchmal einen Gedanken auf, aber er verfolgt ihn nicht. Wenn er ihm in einer neuen Form erscheint, stemmt er ihn nicht wieder: er weiß ihn zu gut.

Er erkennet manchmal einen Grundsatz an, aber will man zu den praktischen Folgen dieses Grundsatzes gelangen, so wird er sagen, man übertriebe. Gibt es das Wort „Übertriebung“ nicht, der mittelmäßige Mensch würde es erfinden.

Der mittelmäßige Mensch hält das Christenthum für eine nützliche Besichtungsregel, der sich zu entschlagen unting wäre. Dennoch hat er es innerlich. Manchmal hat er aber auch eine conventionelle Hochachtung dafür, dieselbe Hochachtung, wie für die Bücher, die gerade an der Tagesordnung sind. Aber er verachtet den Katholizismus: er findet ihn übertrieben. Er zieht den Protestantismus weitwirt vor, weil er ihn für gemäßigter hält. Er schätzt alle Prinzipien und ihre Begleiter auch. Der mittelmäßige Mensch hat Wertschätzung für beige und tugendhafte Leute. Vor Venies und Heiligen hat er Furcht und Abscheu; er hält sie für übertrieben.

Er fragt, wozu die geistlichen Orden, namentlich die bloß contemplativen dienen. Die Barmherzigen Schwestern lässt er gelten, weil ihre Thätigkeit sich doch wenigstens theilweise in der sichtbaren Welt abspielt. Was aber, fragt er, sollen die Karmelitinnen?

Wenn der von Natur mittelmäßiger Mensch ein wahrer Christ wird, dann hört er vollständig auf, mittelmäßig zu sein. Er wird vielleicht kein hervorragender Mensch werden, aber er ist der Mittelmäßigkeit entflohen durch die Hand, die das Richtschwert hält. Der Mensch, der sieht, ist niemals mittelmäßig.

Das Genie rechnet auf Begeisterung; es verlangt, daß man sich hingabe. Der mittelmäßige Mensch gibt sich niemals hin. Er ist der Begeisterung und des Mitleids bar: die beiden gehen ja immer zusammen.

Wenn das Genie verzweifelt und sich dem Tode nahe glaubt, betrachtet es der mittelmäßige Mensch mit Genugtuung; er freut sich dieses Todesampsels, er sagt: „Ich hatte das kommen sehen!“ Der Mann verfolgte einen falschen Weg, er hatte zu viel Selbstvertrauen! Siegt das Genie, so hält ihm der mittelmäßige Mensch, von Neid und Hass erfüllt, zum mindesten „die hohen klassischen Vorbilder“ entgegen, die berühmten Leute des vorigen Jahrhunderts, und versucht sich einzureden, die Zukunft werde ihn an der Gegenwart rächen.

Der mittelmäßige Mensch ist viel böser, als er denkt, als man gemeinhin glaubt, weil seine Kälte seine Bosheit verschüttet. Er fährt nie los. Aber im Grunde möchte er die besseren Rassen vernichten; da er das nicht vermag, so rächt er sich, indem er sie quält. Er begeht kleine Niedertrachten, die, weil sie klein sind, nicht niedertäglich scheinen. Er läuft über sie und freut sich, wenn das Blut rinnt, indes der Mörder sich entsezt vor dem Blute, das er vergiebt. Der mittelmäßige Mensch hat nie Furcht. Er fühlt sich gestützt durch die große Menge der Vielen, die ihm gleichen.

Der mittelmäßige Mensch ist auf literarischem Gebiete das, was man auf gesellschaftlichem Gebiete „un homme à bonne fortune“ nennt. Die leichten Siege fallen ihm zu. Das Besondersche vergessend, das Zufällige der Dinge erfassend, läuft er den Unständen nach. Er läuert den Gelegenheiten auf; und hat er Erfolg, so ist er noch zehnmal mittelmäßiger als zuvor. Er betrachtet sich selbst, wie die anderen nach dem Erfolge. Während der überlegene Mensch seine Kraft innerlich fühlt, und besonders dann fühlt, wenn die andern sie nicht empfinden; er hält der mittelmäßige Mensch sich für einen Dummkopf, sobald er dafür gilt, und schöpft seine Sicherheit nur aus den Lobeserhebungen der andern. Seine Mittelmäßigkeit nimmt mit seiner öffentlichen Geltung zu.

Aber, so wird man mich fragen, warum und wieso kann er überhaupt etwas gelten?“

Der mittelmäßige Mensch in Thätigkeit, im Amte, hat stets eine Furcht: es ist die Angst, sich zu compromittieren. Er spricht jeden Gedanken mit einer Reserve, einer Scheu, einer Vorsicht aus, als fürchte er, durch seine alten thünen Worte die Welt zu erschüttern.

Das erste Wort des mittelmäßigen Menschen über ein Buch gilt immer einem Detail, meist einem Detail des Stiles. „Es ist gut geschrieben“, sagt er, wenn der Stil fließend, laut, farblos, schüchtern ist. „Es ist schlecht geschrieben“, sagt er, wenn das Leben in dem Werke feist, wenn es seine eigene Sprache hat. Er liebt die unpersönliche Literatur, er hasst die Bücher, die zum Denken zwingen. Er liebt diejenigen, die allen andern gleichen, deren Weise er gewohnt ist, die in seinen Rahmen gehören, deren Bücher man auswendig weiß, ehe man sie gelesen, weil sie allen gleichen, die man gesehen, seit man lesen kann.

Der mittelmäßige Mensch sagt, Christus hätte sich auf das Predigen der Barmherzigkeit befreit und keine Wunder thun sollen. Noch mehr aber hasst er die Wunder der Heiligen. Wenn man ihm von einem übernatürlichen Geschehnis aus der Gegenwart erzählt, so sagt er: „Ich habe es immer gesagt!“ Nie aber wird er vor dem Ausgang eines noch unbekannten Sternes sagen: „Hier schlummert der Genius, die Zukunft!“

Der mittelmäßige Mensch sagt, jedes Ding habe seine guten und schlechten Seiten, man dürfe nicht so absolut in seinen Urtheilen sein, u. s. w. In seiner Scheu vor allem Bedeutenden, sagt er, er schägt vor allem den gebunden Menschenverstand; aber dabei weiß er gar nicht, was das ist. Er verleiht darunter die Verleugnung jeder Größe.

Der mittelmäßige Mensch kann ganz gut jene wertlose Beigabe haben, die man in der Gesellschaft „Geist“ nennt; aber er besitzt niemals Intelligenz, die Fähigkeit, zu lesen.

Der intelligente Mensch erkennt das Haupt, um zu bewundern und anzubeten; der mittelmäßige Mensch erkennt es, um zu spotten: Alles was über ihm steht, erscheint ihm lächerlich, die Unendlichkeit scheint ihm leer. Der mittelmäßige Mensch glaubt nicht an den Teufel. Der mittelmäßige Mensch bedauert, daß das Christenthum Dogmen hat: er möchte, daß es nur „die reine Moral“ lehre; und sagt man ihm, seine Moral gehe aus den Dogmen hervor, wie die Folge aus dem Grundsatz, so wird er antworten, man übertriebe.

Der mittelmäßige Mensch verachtet den Cicero blindlings und rücksichtslos; er nennt ihn nicht bei seinem Namen: er nennt ihn den römischen Redner. Er citiert von Zeit zu Zeit: „ubinam gentium vidimus!“

Der mittelmäßige Mensch ist der kälteste und wildeste Feind des Genies.

Er setzt ihm den grausamsten Widerstand, die Kraft der Unbeweglichkeit entgegen; er setzt ihm seine mechanischen und unabstieglichen Gewohnheiten entgegen, die Feste seiner alten Vorurtheile, seine überwollende Gleichgültigkeit, seinen boshaften Unglauben, jenen tiefen Hass, der nach Unparteilichkeit aussieht; er hält ihm die Waffe niedriger Naturen, die Härte der Beschränktheit, entgegen.

Das Genie rechnet auf Begeisterung; es verlangt, daß man sich hingabe. Der mittelmäßige Mensch gibt sich niemals hin. Er ist der Begeisterung und des Mitleids bar: die beiden gehen ja immer zusammen.

Wenn das Genie verzweifelt und sich dem Tode nahe glaubt, betrachtet es der mittelmäßige Mensch mit Genugtuung; er freut sich dieses Todesampsels, er sagt: „Ich hatte das kommen sehen!“ Der Mann verfolgte einen falschen Weg, er hatte zu viel Selbstvertrauen!

Siegt das Genie, so hält ihm der mittelmäßige Mensch, von Neid und Hass erfüllt, zum mindesten „die hohen klassischen Vorbilder“ entgegen, die berühmten Leute des vorigen Jahrhunderts, und versucht sich einzureden, die Zukunft werde ihn an der Gegenwart rächen.

Der mittelmäßige Mensch ist auf gesellschaftlichem Gebiete das, was man auf gesellschaftlichem Gebiete „un homme à bonne fortune“ nennt. Die leichten Siege fallen ihm zu. Das Besondersche vergessend, das Zufällige der Dinge erfassend, läuft er den Unständen nach. Er läuert den Gelegenheiten auf; und hat er Erfolg, so ist er noch zehnmal mittelmäßiger als zuvor. Er betrachtet sich selbst, wie die anderen nach dem Erfolge. Während der überlegene Mensch seine Kraft innerlich fühlt, und besonders dann fühlt, wenn die andern sie nicht empfinden; er hält der mittelmäßige Mensch sich für einen Dummkopf, sobald er dafür gilt, und schöpft seine Sicherheit nur aus den Lobeserhebungen der andern. Seine Mittelmäßigkeit nimmt mit seiner öffentlichen Geltung zu.